

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 301.

Freitag, 27. Dezember.

1929.

(1. Fortsetzung.)

Maximum.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Hans Schulze.

Schon am nächsten Tage war er aus einem kleinen Absteigequartier in der Kantstraße, das ihm bis dahin als Unterschlupf gedient hatte, nach dem „Eisladenhof“ übergesiedelt und dort durch einen weiteren Glückszufall noch am selben Abend mit einem großen Zechenherrn aus dem oberschlesischen Kohlenrevier zusammengetroffen, mit dem er noch aus seiner Rennreiterzeit her befreundet war. Mit dessen Vermittlung der Hilfe hatte er dann begonnen, eine Reihe Groß-Berliner Industriewerke mit Steinkohlen zu versorgen. Und diese Tätigkeit für die kohlenhungrige Reichshauptstadt hatte in kurzer Zeit einen solchen Umfang angenommen, daß er sich im „Eisladenhof“ ein eigenes Bureau einrichten mußte und bald von Geldleuten aus aller Herren Länder umdrängt wurde, die mit ihm Geschäfte machen wollten. In steilem Anstieg war es seitdem mit ihm aufwärts gegangen, das Geld strömte ihm in märchenhaften Mengen von allen Seiten zu; bald aber gab es kein Gebiet in dem vielverzweigten Bereich der Heereslieferungen, auf dem er nicht mit einem bisher unerhörten Erfolg gearbeitet hätte.

Kurz vor dem großen Zusammenbruch belief sich sein Vermögen auf annähernd zwölf Millionen Goldmark. Er mietete sich auf dem Kurfürstendamm eine Zehn-Zimmer-Wohnung, die er mit antiken Möbeln und echten Teppichen und Gemälden in fürstlicher Weise ausstattete, und erwarb in der Magdeburger Gegead mehrere Rittergüter, auf denen er im großen Stil Anbauversuche mit Rangras, zur Hebung der heimischen Vollblutzuucht, anstellen wollte.

Seine Lebensführung hatte sich inzwischen ganz seinen veränderten Vermögensverhältnissen angepaßt. Eine Schar leichtsinniger Freunde und Freundinnen war ständig in seiner näheren Umgebung, an die er sein Geld mit vollen Händen ebenso reichlich vergeudete, wie er es eingenommen hatte. In der allgemeinen Zügellosigkeit der ersten Revolutionszeit war sein Name bei der vergnügungssüchtigen Lebewelt zu einem Programm geworden, er gab die größten Trinkgelder, die jemals in Berlin erlebt worden waren, und genoß bei allen Kellnern, Chauffeuren und den Türhütern der nächtlichen Tanzlokale eine beispiellose Popularität.

Es konnte bei dieser fast krankhaften Verschwendungssucht natürlich nicht ausbleiben, daß auch sein anfänglich unererschöpflich scheinendes Vermögen allmählich mehr und mehr zusammenschrumpfte, zumal, nachdem ihn seine Beziehungen zu einer bekannten Filmschauspielerin und mehrere riesenhafte Spielverluste beim Bakarat eine Anzahl von Millionen gekostet hatten. Schon längst waren seine Güter in den Inflationsjahren für einen Spottpreis in andere Hände übergegangen und seine Wohnungseinrichtung an einen reichen Norweger verkauft worden. Im Frühjahr 1924 war er in seinen Verhältnissen bereits so weit zurückgekommen, daß er sich nur noch durch allerlei gewagte Gelegenheitsgeschäfte und die Renngewinne mit dem letzten, ihm aus seinem großen Rennstall einzig noch verbliebenen „Maximum“ mühsam über Wasser halten konnte.

Trotzdem suchte er nach außen hin noch immer den

Schein des Reichtums zu wahren. Obwohl für die Wissenden sein unaufhaltbarer Vermögensverfall längst offenes Geheimnis war, behielt er seine kostspielige Hotelwohnung mit Sekretär und Diener nach wie vor bei und hoffte in der unzerstörbaren Zukunft zuversichtlich seiner optimistischen Natur immer wieder auf eine glückliche Schicksalsfügung, die ihm noch einmal einen ähnlichen Aufstieg, wie einst in den abenteuerlichen Endjahren des Weltkrieges, ermöglichen würde.

3.

Das Restaurant „Opera“ in der Fasanenstraße begann sich langsam zu füllen. Eine Kette von Automobilen hielt bereits bis zur Ecke des Kurfürstendamms, und noch immer glitten die großen Luxuslimousinen mit ihren feurigen Lichtaugen lautlos über den blankpolierten Asphaltspiegel heran. In dem schmalen Engpaß der Garderobe, durch deren dunkelgetönte Stoffwände sich die Linien weißer Leisten spielerisch hindurchtasteten, drängten sich die Menschen.

Die Theater der inneren Stadt hatten geschlossen und die vornehme Lebewelt des Westens versammelte sich, wie allabendlich, in dem koketten kleinen Tanzrestaurant, mit dem ein bekannter früherer Manager des Palais de danse erst vor kurzem einem langgefühnten Bedürfnis der Kurfürstendammgegend abgeholfen hatte.

Als Marion de l'Orme gegen elf Uhr mit ihrem Mercedes-Kompressor vor der „Opera“ vorfuhr, wurde sie am Eingang des Lokals von John Frank Brown, einem breitschultrigen, älteren Herrn von unverkennbar amerikanischem Typus, bereits mit deutlicher Ungeduld erwartet. Sie begrüßte ihn mit der ruhigen Sicherheit der großen Dame und sah dann mit ihm an einem mit Orchideen geschmückten Tische dicht an der blaßgrauen, niedrigen Dampfbadstraße des Tanzbrettes, zu dem sie eben die ersten Paare über den sattroten Läufer der Estrade herabschritten.

Statt des leichten Tüllkleides vom Nachmittag hatte sie jetzt eine kostbare Brokatrobe angelegt, ein Gedicht in Grau und Silber, die in einem Mailänder Modestudio nach ihren eigenen Angaben aus einem alten Mehrgewand hergestellt worden war und die fast noch kindhaft zarten Formen ihrer gertenschlanken Gestalt in vollendeten Umrißlinien nachzeichnete. Mit kühler Gelassenheit ging ihr Blick über die bizarre Kolibrihuthheit der Damentoiletten, die der strahlende Kohnoor des diamantenen Lichtschmiedes der Deckenkuppel mit wechselnden Reflexen überströmte.

Es war inzwischen so voll geworden, daß sich die Kellner mit den Stapeln der goldgelamieteten Sefflaschen nur mühsam zwischen den schwarzen Schultern der Frackträger und den schimmernden Frauenjassen und Riesenhüten an den eng zusammengeschobenen Tischen hindurcharbeiten konnten.

Und immer wieder rauschte über der blendenden Lichtflut der gleißenden Rokokofantastik die glitzrende Modemusik der Hauskapelle auf und ließ ihre küsternen aufreizenden Tanzrhythmen in das nickende, schaukelnde Meer von Farben, Köpfen und halbenackelnden Frauenleibern verzittern. —

„Gut Groß-Rausen abgereist, während wir im Grunewald waren!“, nahm jetzt Herr Brown das Wort, der bis dahin mit einem Kellner von der gepflegten Vornehmheit eines erotischen Attaches über das Menü verhandelt hatte. „Sie hat mir einen Brief hinterlassen, daß sie auf ihrem Standpunkt beharrt!“

Mit einem nachdenklichen Blick verfolgte Marion das Spiel der Schaumperlen in ihrem Sektglase. „Und immer wieder aus dem gleichen Grund?“, fragte sie dann leise.

Der Amerikaner nickte: ein Schatten huschte über sein scharfkantiges, großflächiges Gesicht, das in seiner charakteristischen Linienführung an gewisse Dürer'sche Holzschnitte erinnerte.

„Ich habe ihr noch einmal eine Abstandssumme von einer Million Dollar und unsere Grunewaldvilla angeboten, falls sie in die Scheidung einwilligt. Aber sie hat glatt abgelehnt. Weil sie sich nicht für berechtigt hält, ihrem Kinde den Vater zu nehmen! Sie bleibt die sentimentale engstirnige kleine Deutsche!“, schloß er erbittert.

Ein Schweigen entstand. Der Kellner war lautlos an den Tisch getreten und reichte die schwere Silberplatte mit den gebakenen Austern. Herr Brown schenkte sein Sektglas voll und leerte es in einem hastigen Zuge.

Verstohlen sah Marion auf das schon stark gelichtete, an den Schläfen ergraute Haar ihres Tischgefährten mit dem breiten Stiernaden und den großen brutalen Händen, die einst in New Orleans Baumwollsäde geschleppt hatten und die Technik der zierlichen Tischbestecke auch jetzt noch immer nicht ganz einwandfrei beherrschten. Vor sechs Wochen, als sie von ihrem Ausflug nach Italien zurückgekehrt war, hatte sie im Gottshardzuge seine Bekanntschaft gemacht. Und in ihrem unerschütterlichen Fraueninstinkt hatte sie sofort gewußt, daß diese Begegnung für sie eine Schicksalswende bedeutete, daß sie hier die große Chance ihres Lebens gefunden hatte.

Wie eine betäubende Welle hatte sie der fürstliche Reichtum des harten Geldmenschen überflutet, dessen schwerblütige Sinnlichkeit sich an ihrer raffigen, carmerhaften Schönheit mit blühhaft-jäher hemmungsloser Gewalt entzündet hatte. Er hatte ihr in einer Seitenstraße des Bayerischen Platzes sofort eine entzückende Wohnung eingerichtet und ihr bei seinem Bankhaus einen unbeschränkten Kredit eröffnet. Es gab keinen Luxus der Erde, der ihm kostbar genug erschienen wäre, um dem Juwel ihrer betörenden pagenhaften Schlangheit die entsprechende Edelsteinsfassung zu geben.

Allein Marion hatte ihre Absichten höher gesteckt gehabt. Vom ersten Augenblick an war sie sich darüber klar gewesen, daß sie diese späte Leidenschaft des alternenden Mannes nicht in einem konventionellen Halbjahresverhältnis verdampfen lassen durfte. In ihrer innersten Seele wohnte bei aller zügellosen Genuß- und Lebensgier ihrer leidenschaftlichen Natur eine unausgesprochene Sehnsucht nach einer festumfriedeten Existenz, nach dem Hafen einer pekuniär gesicherten Ehe. Sie wollte die bunte Abenteuerlichkeit ihres gesellschaftlichen Außenseitertums als Bühnen- und Filmsternen zweifelhaften Ranges zu einem glänzenden, weithin sichtbaren Abschluß bringen. Schon einmal war sie der Verwirklichung dieses Traumes nahe gewesen, als sie vor zwei Jahren mit einem jungen italienischen Landschaftsbeamten nach Argentinien gegangen war. Nur der energische Einspruch der aufs äußerste erschreckten Familie hatte noch in letzter Stunde die Legalisierung ihrer Beziehungen verhindert. Von der bedeutenden Summe, die sie damals als Pfaster für den Bruch des Ehevertrages erhielt, hatte sie eine Zeitlang in Wien und Berlin als große Dame gelebt, bis die Inflation auch ihren Reichtum wieder in alle Winde zerstreut hatte. Dann war das tolle Jahr mit Ahim von Wehrstädt gekommen, dem einzigen Manne, dem sie ein tieferes Empfinden entgegengebracht hatte und das nun für sie mit einer so herben Enttäuschung geendet hatte. Bis endlich die überwältigende Persön-

lichkeit des amerikanischen Geldmenschen in dem wechselvolles Leben getreten war und all den geheimen Wünschen ihres Herzens wieder das alte, klar umrissene Ziel einer großen Heirat gegeben hatte.

„Wie gedenken Sie in der Frage Ihrer Ehescheidung nun eigentlich weiter zu disponieren?“, sparrn Marion die ganz beherrschende Gedankenreihe jetzt laut fort und entnahm ihrem goldenen Etui bedachtam eine Zigarette.

Der Amerikaner zuckte mit den Schultern. „Ich bin vorläufig am Ende mit meiner Kunst! Auch mein Arawak, den ich gleich nach dem Rennen noch einmal aufgeführt habe, wußte keinen Rat. Er meinte schließlich, daß ich meiner Frau mit einer Ehescheidungsabsicht vielleicht zu überraschend gekommen sei und ihr vielleicht am besten eine gewisse Schonzeit gönnen sollte, sich allmählich an den Gedanken einer Trennung unserer Ehe zu gewöhnen.“

Marion biß sich nervös auf die Lippen. Wie ein drohendes Gespenst richtete sich der Begriff Zeit vor ihr auf: eine ewige bange Sorge nistete im geheimsten Winkel ihres Herzens; daß ihr um dieser entzücklichen Zeit willen die Beute noch einmal wieder entgleiten könnte, die sie schon so fest in ihren Händen zu halten meinte.

„Haben Sie Ihrer Frau Gemahlin von der Möglichkeit einer Wiederverheiratung gesprochen?“, sagte sie dann.

„Mit keiner Silbe, liebste Marion, aber sie nimmt eine solche wohl als selbstverständlich an. Vielleicht hat sie auch schon von besfreundeter Seite einen Wink über unsre Beziehungen erhalten. Aber das käme wohl erst in zweiter Linie in Betracht. Nach meiner Überzeugung ist es einzig und allein das Kind und seine zwiespältige Stellung in einer geschiedenen Ehe, das sie davon abhält, auf meinen Vorschlag einzugehen!“

Mit einer entschlossenen Bewegung hob Marion den Kopf. „Wenn Sie vor der Wahl ständen, Mr. Brown, sich für mich oder für Ihr Töchterchen zu entscheiden, wie würden Sie sich entschließen?“

Der Amerikaner dachte eine Zeitlang angestrengt nach, ein lebhafter Kampf malte sich auf seinem plötzlich seltsam alt gewordenen Gesicht.

„Sie wissen, wie sehr ich an meiner kleinen Ursula hänge!“, sagte er schließlich ausweichend. „Werde ich bei einer Scheidung für den allein schuldigen Teil erklärt, was ja in meinem Falle die einzig mögliche Lösung ist, so verliere ich ohne ein anderweitiges gültliches Übereinkommen mein Kind. Und zwar für alle Zeit. Denn wie ich den Charakter meiner Frau zu kennen glaube, würde sie alles tun, um die Erinnerung an den Vater in der Seele der Kleinen vollständig auszulöschen. Ich bin daher entschlossen, für die freiwillige Herausgabe Ursulas die angebotene Abstandssumme zu verdoppeln, zu verdreifachen!“

Marion bewegte abwehrend die Hand. „Auf diesem Wege kommen wir nicht weiter. Ich fürchte, Mr. Brown, daß Ihrer Gattin das Kind nicht um alles Geld der Welt feil ist!“

Jetzt erstarb das Deckenlicht in einem Gewebe von träumerischem Silberblau, dem eine Welle von zarstem Vila folgte. Ein australischer Steptänzer war joeben abgetreten, der mit einer fabelhaft entkleideten Partnerin einen neuen Double-Boston vorgeführt hatte. Der ganze Saal schwamm in einem feinen zitternden Dunst von Hitze und Zigarettenrauch, der die Gesichter der Frauen wie von seltsamen Erregungen unterwühlt, rätselhafter und lodender erscheinen ließ.

In diesem Augenblick schreckte das Leuchtfeuer der Mittelskuppel wieder aus seiner Ruhe auf und goß einen weißen, flirrenden Strahlenregen um die knospende Jugend eines schlanken Kindes, das, wie aus einer anderen Welt hereingeweht, plötzlich auf dem einsamen Parkett des Tanzringes stand. Der Niedergürtel der Salome voll schwerer Metallbuden und glänzender Perlenstickereien schmiegte sich um die biegsamen Hüften, aus denen sich leise wiegend der Tanz entwickelte. Das Gesicht schien noch schlafend und sehnsüchtig still. Da hob der Kapellmeister den Taktstock, ein Cymbal schrakte wild und kreischend. (Fortf. folgt.)

Es schneit.

Von Walter v. Nummel (München).

Die Kinder rufen: „Es schneit!“ Langsam kommt die erste Flode herabgetaumelt. Milliarden werden ihr folgen. Aber schon der erste Stern läßt in unseren Herzen die ungezählten anderen wieder erstehen, denen man, selbst noch ein Kind, jubelnd die Hände entgegengestreckt hat. Wie lange ist das her. Bei manchen von uns, so auch bei mir, mehr denn ein halbes Säculum. Was damals war, beginnt heute schon Geschichte zu sein.

Wenn anno dazumal in der Stadt der Schnee fiel, dann blieb er dort genau so liegen wie draußen auf dem Lande. Da gab es noch keine Trambahnen, kein für ihre Schienen benötigtes Salz, keine Tausende arbeitsloser Schneeschaufler. Es gab dafür aber auch immer reine Luft und nie einen häßlichen Winterstaub.

Nur die Hausmeister hatten etwelchen roten Sand. Den streuten sie, wenn es glatt und schlüpfrig werden wollte, getreulich auf die Bürgersteige, bedachten brummend damit auch die Schleifbahnen, die wir Schuljungen links und rechts der Sandsteine uns angelegt hatten. Belah der Hausmeister seinen grobkörnigen Sand, wir Buben hatten dagegen unsere hundert Besen in Gestalt von Hüten und Taschentüchern, Mützen und Mänteln, hatten auch Wasser, das wir in der Schummerstunde zur Auffrischung unserer Eisbahnen darauf gossen. War den Hausmeistern zum drittenmal ihr teurer Sand rabelsahl weggelehrt worden, so meinten sie „Ihr könnt uns . . .“ und unterließen nach diesem väterlichen Segenswunsche weitere unnütze Schleifversuchsversuche.

Sonst aber tat niemand dem Schnee und allen Schlittenbahnen etwas zuleide. Im Gegenteil, man forate sogar für gute Fahrt. In den damaligen harten und schneereichen Wintern glitten die Bauernschlitten, glitten selbst die schwersten Holz- und Steinlasten mittels glatter Rufen mitten auf den Markt und in das Weichbild der Stadt herein. Die Wagen verschwanden völlig aus dem Bilde. Dafür silbernläutende Glöcklein, bunter Kopf- und Federnschmuck der Pferde und Schlitten, nichts als Schlitten. Mancher farbenprächtige und kühn geschweifte mochte in die Urarokväterzeit des sterbenden Kololos zurückreichen.

Es schneit. Die Floden, die das schwarzbraune Feld, den herbstlaubroten Waldboden deden, schmelzen so rasch, wie sie fallen, in Kopf und Hirn die Dezennien und vielen Schichten weg, die sich seit jenen Jahren gehäuft haben, da der erste Schneefall für uns eines der ganz großen Jahresereignisse bedeutete. Laut und allgemein war der Jubel, lauter meine ich immer, als er heute ist. Möchte noch dazu kommen, daß damals von den Eltern und Alten auch nicht so viele wie heute dem nahenden Winter mit seiner Kälte und seinen hundert Entbehrungen sorgenvoll entgegenzusehen hatten. Es war eben einmal wieder „die gute, alte Zeit“.

Es schneit, es schneit. Und wie dieses wird es das nächste und übernächste Jahr schon brav herunter schneien. Wenn es aber noch viele Jahre, noch manches Jahrzehnt so weiter geschneit hat, wird es vielleicht auch wieder leichter und besser im deutschen Lande werden, wird es gar einmal sich geben, daß es keiner verhüllenden Schneedecke mehr bedarf, um den schweren Riß, die unüberbrückbare Kluft, die heute durch Boß und Erde geht, dem Auge für eine Weile und eine gütige, linde Weihnachtsnacht zu verbergen.

Es schneit. Ob wir, denen es heute schon graue Haare angeschneit hat, dann freilich auch noch dabei sein werden? Die meisten von uns kaum mehr. Denn es ist wohl noch ein weiter und langer Winterweg, der da vor uns und unseren Kindern liegt. Wir wollen ihn weder und ruhig gehen, ohne uns dabei durch allzu große Hoffnungsgaukeleien betören zu lassen. Aber wie unter dem Schnee die von den Bäumen gefallenen Blätter, die abgerissenen Zweige und Äste, das tote, braune Gras, die zu Stein erstarrte Scholle verschwindet, so werfen wir ihm, daß der Schnee es dede, das viele Harte der letzten Jahre, alles Arante und Überlebte, vors Fenster hinaus, alles, was uns zu sehr bei unserem weiten Winterweg beschweren könnte.

Lernen wir auch von den Floden. Scheinbar leicht, flüchtig, weltvergessen, lusttrunken und wie in einem Raschinstaumel, als ob ihnen gar, gar nichts zustoßen könnte, flattern sie da oder dorthin, wo sie eben ihr Schicksalwind hintertragen mag. Zur Erde herabgelangt, liegen sie wieder ganz still und feierlich da, als ob ihnen wieder nichts Schlimmes widerfahren könne, fragen nicht lange, in welcher Nacht sie zu Eis erstarrten, an welchem Tage zu Wasser sich auflösen werden, wissen, daß dieses alles kommen wird, wie es kommen muß, werden's geduldig ab in der feierlich schweigenden Ruhe, die ihnen der Herrgott in den flaumenweißen weißen Felt geboten hat.

Zeit und Ewigkeit.

Nach es denn schneien und wir wollen jede Flode wie einen vom Himmel heruntergekommenen, uns gültig geschenkten Stern freudig begrüßen. Sind ihrer genug gefallen, kommt uns die Sonne, kommt uns der Frühling zurück!

Der Weg zum Erfolg.

Von Albert Reimold.

Zu nichts hatte es der Esel im Leben gebracht. Immer hatte er sich nur für andere gelagert und geschunden. Verdrießlich machte er sich deshalb auf den Weg, um sich in der Welt umzusehen und zu lernen, wie man zum Erfolg kommt.

Nach längerer Wanderung begegnete er einem Raben, der in seinem Schnabel einen kostbaren Edelstein trug, der im Glanz der Sonnenstrahlen wie Feuer leuchtete.

„Welche Pracht und Herrlichkeit!“ rief der Esel fast geblendet, „sage mir, lieber Freund, wie gelangt man in den Besitz eines solchen Kleinods?“

„Durch Stehlen!“ lachte der Rabe boshaft.

„Lehre mich, bitte, diese Kunst“, flehte der Esel.

„Unmöglich, das sind angeborene Fähigkeiten“, entgegnete der Rabe selbstbewußt und flog davon.

„Sehr schade!“ jammerte der Esel und trottete weiter.

Vor einer Linde, üppig bedeckt mit Grün, machte er Halt. Raupen krochen auf den Zweigen herum und sättigten sich nach Herzenslust an den frischen, saftigen Blättern.

„Liebe Raupen“, rief der Esel, „wie gelangt man auf einen grünen Zweig?“

„Durch Kriechen!“ belehrten sie ihn. „Verne auch Kriechen!“

Der Esel war bekümmert, denn Kriechen lag nicht in seiner Natur.

Bald darauf traf er den wohlgenährten Hamster, der mit vollen Backentaschen vor seinem Bau saß und ängstlich seine Schube bewachte.

„Guten Tag, hochverehrter Herr Hamster“, grüßte ihn der Esel mit tiefer Verbeugung. „Sage mir, wie kommt man zu Wohlstand?“

„Durch Hamstern!“ antwortete dieser, und stolz zeigte er seine angehäuften Nahrungsmittel, bei deren Anblick dem Esel schier der Atem verging.

„Darf ich nicht einmal davon kosten?“ fragte der hungrige Esel.

„Wo sollte ich da hinkommen, wenn ich jeden hergekauften Tagesdieb bewirten wollte“, rief der geizige Hamster ärgerlich. „Selber essen macht fett!“

Entmutigt und enttäuscht zog der Esel weiter. Da sah er einen Apfelbaum, dessen rotbädige, saftige Früchte ihn verlockend anschauten. Trotz aller Bemühungen war es ihm aber nicht möglich, auch nur einen zu erhaschen. Auf einem besonders schönen Apfel gewahrte er eine fette Made, die unaufhörlich fraß und trank.

„Liebe Made“, rief der Esel mit lechzender Zunge, „wie bist du zu beneiden, daß du so im Überfluß leben kannst, ohne zu arbeiten! Wie machst du das?“

„Das ist mein Geheimnis“, grinste die fette Made und fraß ruhig weiter.

„Könnte ich es doch auch einmal so haben!“ höhnte der Esel verzweifelt.

„Sedem ist sein Los bestimmt“, höhnte die Made. „Esel müssen Lasten tragen!“ Dabei blickte sie von oben geringschätzig auf ihn herab.

Da packte den Esel die Wut. In seinem Zorn schlug er mit den Hinterfüßen so wuchtig gegen den Baum, daß er in allen Zweigen erzitterte und die Früchte herabfielen, zum größten Entsaunen des Esels. Freudig fraß er sie auf, samt den Maden.

„Bravo! Bravo!“ pfiff ein Star vom benachbarten Baume. „Siehst du, lieber Esel, jetzt kennst du den Weg zum Erfolg!“

Scherz und Spott

Der Berjorger. „Ich hoffe, Ihr Mann ist ein guter Berjorger“, sagte die Hausfrau zu der jung verheirateten Nachbarin. — „Das ist er. Er hat mich in der letzten Woche schon mit drei neuen Stellen zum Waschen verjorrt.“

Bietversprechende Aufforderung. An einer englischen Kirche war kürzlich als das Thema der Sonntagspredigt angeschlossen: „Weißt du, was die Hölle ist?“ Und darunter stand in kleineren Buchstaben: „Komm und höre unsern neuen Organisten.“

* „Kleinigkeiten.“ Besinnliches und Weiteres von Ernst Zacharias. (Verlag Wilhelm Knaust, Gräfenhainichen, Bezirk Halle.) Ein Erstlingsbüchlein, das Verheißung ist. „Kleinigkeiten“ nennt der Verfasser bescheiden seine kurzen Skizzen, Betrachtungen, Stimmungsbilder, ernst-beschaulichen oder heiteren Erlebnisse (von denen einige bereits im Wiesbadener Tagblatt veröffentlicht wurden); aber diese kleinen Federzeichnungen, Miniaturen am Rand des Alltags, haben viel Feinheit, verraten echtes und ursprüngliches Gefühl. Sie zeigen liebevolles Versenken in die Dinge der Umwelt, warmherzige Menschlichkeit und einen schönen, gerade in unserer rastlosen, geschäftsbeflügelten Zeit doppelt erfrischenden Idealismus. Man spürt, es ist ein echter Dichter, der hier spricht, einer aus dem Stamme der alten deutschen Romantiker. Er steht abseits von dem lauten Tagelärm, den Vielzweigen, die nach grellen Sensationen verlangen, wird er wenig zu bieten haben; dem aber, der noch Organ hat, das Glück der Stille zu erfahren, der im Sturm der Minuten einmal rasten will, geheimnisvollen Klängen seiner Seele zu lauschen, will das Büchlein eine Stunde nachdenklichen, ernst-heitern Genießens bescheren.

* Franz Werfel: „Barbara“ oder „Die Frömmigkeit“, Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Mit diesem Lebensroman hat Werfel sein bisher größtes Werk geschaffen. Eine erstaunliche Fülle des Gegenständlichen, eine glanzvolle Steigerung der äußeren Spannung paart sich mit geistvoller, überlegener Betrachtung und der seelischen Spannung tiefgläubigen inneren Erlebens. Dieser wirkliche, erzählte Roman ist in seinem Reichtum lebendiger Gestalten und tief erfahreter Zeitprobleme eine grandiose Darstellung der ungeheuren Weltenswende vom Zeitalter des Imperialismus bis zum unmittelbaren Heute. Eine Darstellung zugleich der Menschen, Marionetten und Szenarien, wie ihrer Mentalitäten und Ideologien bis hinan zum visionären Gotteserlebnis. In vier „Lebensfragmente“ gliedert sich das Schicksal Ferdinands, des Helden der Dichtung, von seiner Kindheit bis zum reifen Mannesalter. Symbolhaft, überlebensgroß ragt aus dem Schutt der Vergangenheit die Figur der Barbara. Inmitten stumpfen und fühllosen Welttreibens scheint ihre Gestalt — vollstündig — eine Verkörperung reinsten Menschentums. Wie ein ewiges Leitmotiv erklingt ihr Name an den bedeutsamen Wendepunkten im Leben des Helden und bestimmt als einzig Bleibendes sein Handeln, nicht aus dem Intellekt heraus, sondern aus der Instanz plötzlicher Eingebung und tiefgläubigen Fühlens. Dieses Buch ist Werfels stärkstes Romanwerk, das Bekenntnisbuch eines großen Dichters.

* Gustav Renker: „Der Hergenvogel“. (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel.) In überaus bildhafter Sprache läßt Renker den alten, in der Einsamkeit lebenden Junker Jörg von Landskron sein wildbewegtes Leben nieder-schreiben. Da ersteht lebendig vor unsern Augen des Junkers Jugendzeit im väterlichen Schloß in Kärnten. Sehr fein herausgearbeitet hat Renker den seelischen Konflikt des Junkers, der zwischen zwei Frauengestalten sein halbes Leben hin- und hergezogen wird und die Kraft zu einem endgültigen Entschluß nicht finden kann. Auch das Stille Dreißigjährigen Krieges, das wir miterleben, ist ungemein packend geschildert. Die einzelnen Personen sind treffend charakterisiert und durchgeführt.

* „Seelenhaftes Leben.“ Ein Buch aus deutscher Weisheit. Herausgegeben von Otto Heuschke. (Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen.) Aus Briefen und Aufzeichnungen unserer großen klassischen Zeit hat Otto Heuschke ein Buch gestaltet, das nicht nur eine Sammlung, sondern ein aus persönlichem Erleben geborenes Ganzes von wundervoll einheitlichem Zusammenklang darstellt. Innig vertraut mit allen Lebensäußerungen jener geistig so unendlich bedeutamen Zeit, läßt er aus den Selbstzeugnissen Goethes, Schillers, Hölderlins und W. v. Humboldts den ganzen Kreis des Lebens in all seinem unerschöpflichen Reichtum vor uns stehen und hat damit dem deutschen Volke ein Buch geschenkt, dem man wünscht, daß es um seines tiefen menschlichen Gehalts willen vielen ein treuer Geleiter sein möge.

* „Kreuzweg des Kreuzigers“, Gestalten und Legenden um Napoleon, von Heinz Stegweil. (Verlag Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.) Hier ist der Napoleon, an dem die Historiker bisher vorbeigegangen sind: Der Napoleon der Legende, der Grand Corse der Anekdoten! In

seiner fesselnden Schilderung steht das Schicksal Napoleons und seiner Zeit vorüber, anders zwar, als in den herkömmlichen Geschichtsbildern; denn der „Kreuzweg des Kreuzigers“ ver-band zum ersten Mal die Mythe des französischen Kaisers so logisch mit seiner realen Erscheinung, daß wir durch diese dichterische Verquickung von Sage und Historie ein völlig neues Bild gewinnen.

* Miguel de Unamuno: „Frieden im Krieg“. Ein Roman aus dem Carlstenauftand. (Verband der Bücherfreunde, Berlin-Charlottenburg 2.) Thema des Romans ist das Leben eines Volkes im Kriege: das friedliche gesellschaftliche Dasein während kriegerischer Verwicklungen und politischer Aktionen: die sich ewig erhaltende und sich wiederholende Masse des Geschehens mit den es durchwirkenden produktiven und reproduktiven Kräften und Funktionen des Völklerlebens, über denen der Krieg und die Politik nur dahingleiten wie ein flüchtiges Wellen-gekräusel über die Oberfläche des Meeres, ohne dieses in seinen Gründen aufzurühren oder in seinem Urbestande zu erschüttern. Der Dichter zeichnet uns dieses Leben nach an dem Beispiele des baskischen Volksstammes. Der historische Rahmen, in den dieses Volksleben hineingestellt ist, sind die Carlstenkriege, die mehr als die Hälfte der spanischen Geschichte im 19. Jahrhundert ausfüllen.

* Jakob Wassermann: „Die Schwestern“. (Der Strom-Verlag, Wien IV.) Als 7. Heft der Roman-Rundschau erscheint ein Band Wassermann, nachdem vorher Werke von Stefan Zweig, Bernhard Kellermann, H. G. Wells, Georg von der Brün, Frank Seller und Jack London heraus-tamen.

* „Das Kabarett.“ Eine Sammlung von Stetschen für die Kleinbühne. (Verlag M. Hesse, Berlin-Schöneberg.) Dieses Kabarettbuch enthält tatsächlich wirklich Gesuchtes, nur Unveröffentlichtes und sorgfältig auf seine Wirkung Geprüftes. Was Wiener behaglicher Humor, die bekannte Budapester Komik und rasche norddeutsche Zungen an Spitzenleistungen hervorgebracht haben, ist hier zu einem kleinen Meisterwerk zusammengeschmiedet. Wer also Stetsche, kleine Szenen voll durchschlagenden Humors für Aufführungen sucht, der greife nach diesem neuesten Schlagerbande.

* Willy Stöwer: „Zur See mit Pinzel und Palette“. Lebenserinnerungen. (Verlag Gg. Westermann, Braunschweig.) Der Verfasser ist in Deutschland nicht nur deswegen bekannt, weil sein Name mit der Geschichte der Entwicklung des deutschen Seewesens und mit der Geschichte des Wassersports aufs innigste verknüpft ist, sondern weil er auch eine ganze Reihe von Jahren hindurch als ständiger Gast des Kaisers an dessen Seereisen teilnahm. Von allen diesen Dingen versteht Stöwer in fesselnder Weise zu erzählen. Besonders interessant wird das Buch durch eine große Anzahl Bilder, die der Verfasser mit seinem Apparat unbeobachtet aufnehmen konnte, und die jetzt zum ersten Male veröffentlicht werden.

* „Schlachten des Weltkrieges.“ In Einzeldarstellungen bearbeitet und herausgegeben im Auftrage des Reichsarchivs. (Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg.) Als letzte Bände sind jetzt erschienen: Band 31: „Die Tankschlacht bei Cambrai“, 20.—29. Nov. 1917, die den Vorstoß der Engländer mit der so lange unterschätzten Waffe des Weltkrieges schildert (Verfasser Hauptmann a. D. Dr. Georg Struck) und Band 32: „Deutsche Siege 1918“. Das Vordringen der 7. Armee über Ailette, Aisne, Belle und Dura bis zur Marne (27. Mai bis 13. Juni), in dem die Ereignisse des letzten siegreichen Vormarsches in fesselnden Einzeldarstellungen geschildert werden. (Bearbeiter: Major a. D. Thilo von Bose.)

* „1000 Tage Westfront.“ Die Erlebnisse eines einfachen Soldaten. Von Franz Wallenborn. (Verlag Hesse u. Beder, Leipzig.) Ein Gefreiter, der den Krieg an der Westfront mitgemacht hat, erzählt mit großer Anschaulichkeit seine Erlebnisse. Die Darstellung setzt im Juni 1914 ein und reicht bis zum November 1918. Wallenborn verschweigt keineswegs, wie fürchterlich der Krieg gewesen ist, häuft aber auch nicht Greuel auf Greuel. Man hat den Eindruck, daß er stets bei der Wahrheit bleibt, und daß es ihm mit seiner Soldatenpflicht bitterer Ernst gewesen ist. Seine Aufzeichnungen haben daher einen gewissen dokumentarischen Wert.

* „Wie benehme ich mich?“ (Verlag Wilhelm Stollfus, Bonn.) Ein kleines aber sehr nützliches Schriftchen bringt hier der Verlag in seiner Sammlung „Soll dir selbst“ heraus. Die allgemein gültigen Regeln zu einem geistigen und gefälligen Betragen werden geschildert, ferner ist der Verkehr im öffentlichen Leben, in Gesellschaft, bei Tisch, in der Sprache, im Briefwechsel usw. dargelegt.